



„Ich bin eher *Musiker als Künstler*“

Um gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, Herr Lakatos: Wie umfangreich ist Ihre Diskografie mittlerweile?

Ich hab' nie nachgezählt, aber 450 bis 500 LPs und CDs werden es sein, gut zwanzig davon unter meinem Namen. Ich hab' mal angefangen zu zählen und bin bis 430 gekommen, das ist ungefähr acht Jahre her.

Sie sind Bandleader und gefragter Sideman, aber Sie haben ja auch eine volle Stelle bei der hr-Bigband. Wie bekommen Sie das alles unter einen Hut?

Für die Bigband organisiere ich eine Vertretung, aber bei interessanten Projekten versuche ich, selbst dabei zu sein. Gott sei Dank ist das Management so nett und lässt mich eigene Sachen machen. Natürlich muss ich für adäquaten Ersatz sorgen; in letzter Zeit war das oft Stefan Karl Schmid, davor wechselnde Musiker. Zum Glück ist es nicht schwer, gute Leute zu finden. Die Ausbildung in Deutschland ist heute so gut, dass es viele talentierte junge Musiker gibt.

Sie sind seit 1993 in der hr-Bigband.

Ja, am 1. September waren es 25 Jahre. Davor war ich anderthalb Jahre lang Aushilfe. Als Christoph Lauer zur NDR Bigband wechselte, übernahm ich seine Stelle.

Gibt es eigentlich Kontakte zwischen hr-Bigband und hr-Jazzensemble?

Leider nicht. Manchmal treffen wir uns im Flur, aber wir arbeiten nie zusammen, das finde ich schade. Ich selbst hatte in den 1990ern mal ein Projekt mit meiner damaligen Band und dem Jazzensemble, aber nie mit beiden hr-Gruppen zusammen. Natürlich kenne ich die Musiker des Jazzensembles, bin gut befreundet mit Emil Mangelsdorff, aber zwischen den beiden hr-Institutionen gibt es keine Kontakte. Ich weiß nicht, warum – wohl eine Management-Sache.

Das für Sie persönlich wichtigste Projekt war wohl „Porgy & Bess“.

Ja, da war ich HAUPTSOList. Eigentlich hatte Jörg Achim Keller das Arrangement für Michael Brecker geschrieben, der aber schwer erkrankte und dann ja

Sein Markenzeichen ist ein flacher Filzhut à la Lester Young, und er hat ihn sich verdient. Immerhin zählt **Tony Lakatos** zu den profiliertesten Saxofonisten im Lande. Jetzt wird er 60 – Anlass genug für ein Gespräch mit dem ungarischen Jazzmusiker.

Von Berthold Klostermann

auch starb. Wir haben ein Jahr abgewartet, aber ihm ging es immer schlechter. Bei der Uraufführung spielte dann Bob Malach, für die Studioaufnahme und weitere Konzerte fiel die Wahl auf mich. Das war eine tolle Sache und hat viel Spaß gemacht.

Da wurden Sie ja groß herausgestellt, aber passiert es nicht auch schon mal, dass man jenseits der Solobeiträge im Gesamtsound einer Bigband untergeht?

Es kommt immer aufs Projekt an und auf den Leader. Wenn es gut arrangiert und dirigiert ist, macht es meistens Spaß. Wir haben zur Zeit Jim McNeely als Chefdirigenten, und ihn halte ich für den besten der Welt. Mit ihm zu arbeiten, ist jeden Tag ein Fest. Wenn er da ist, gehe ich schon glücklich zur Probe. Er arrangiert und dirigiert fantastisch, geht mit der Band fantastisch um, kennt jeden persönlich, und wir sind alle gut mit ihm befreundet. Ich hoffe, er bleibt lange. Aber er macht nur etwa die Hälfte aller Projekte. Es gibt so gut wie jede Woche ein neues, deshalb ist jede Woche anders.

„Ich glaube, meine Stärke liegt darin, dass ich sehr flexibel bin. Man ruft mich für völlig verschiedene Projekte an.“

In der Bigband sind Sie Mitspieler; Sie tauchen überhaupt oft als Sideman auf.

Ganz zu Anfang war Toto Blankes Electric Circus für mich wichtig und gleich danach Jasper van't Hof, mit dem ich seit 30 Jahren zusammenarbeite.

Das fing in den 1980ern mit Pili-Pili an, dann gab es verschiedene Projekte, etwa Hotlips, und zuletzt spielten wir oft als Duo mit Saxofon und Kirchenorgel. Wegen der Akustik in Kirchenräumen können wir da nichts Schnelles spielen, stattdessen viel mit langen Tönen und unheimlich schönen Linien. Das klingt sehr interessant.

Das sind sehr unterschiedliche Schwerpunkte: Groove mit der Afro-Band Pili-Pili und der Funkband Hotlips, Melodie mit dem Kirchenduo. Bedienen Sie beides gleich gerne, das Rhythmische und das Melodische?

Ich glaube, meine Stärke liegt gerade darin, dass ich sehr flexibel bin. Man ruft mich für völlig verschiedene Pro-

jekte an, weil ich offenbar ein Gefühl mitbringe für das, was andere schreiben. Vielleicht habe ich das von meinem Vater und Großvater geerbt, die auch Musiker waren und immer andere Musiker beziehungsweise ihr Publikum bedient haben. Als Sideman spiele ich eine ähnliche Rolle. Das funktioniert so gut, dass ich für völlig unterschiedliche Stilrichtungen engagiert werde – und alle machen mir Spaß. Ich spiel' sogar wahnsinnig gerne Dixieland.

Ist es so nicht schwierig, ein künstlerisches Profil zu entwickeln?

Ich profitiere mehr davon, dass ich sehr gefragt und somit gut beschäftigt bin. Überhaupt sehe ich mich eher als Musiker, erst in zweiter Linie als Künstler. Aber ist das wichtig? Für mich ist es wichtiger, mit verschiedenen Leuten zu spielen, in verschiedenen Stilen – und das immer möglichst gut. Wer irgendeinen Stil richtig gut spielt, ist für mich ein Künstler.

Sie spielen auch gerne Standards, was in manchen Jazzkreisen heutzutage ja geradezu verpönt ist.

Ich spiele wahnsinnig gerne Standards, aber auf meine Art. Ich versuche, Tony Lakatos zu bleiben, selbst wenn ich „Summertime“ spiele. Ich arbeite ja auch viel mit amerikanischen Musikern, und auch darin sehe ich keine Schande, eher ein Zeichen von Akzeptanz. Die Musik, über die wir reden, ist ja eine amerikanische Kunstform, obwohl es inzwischen hervorragenden Jazz und tolle Jazzmusiker in Europa gibt. Wenn die New Yorker Philharmoniker Beethoven spielen, mokiert sich niemand.

Was uns zum Thema „Wurzeln“ bringt. Ihre Wurzeln liegen ja ganz woanders.

Ich bin als Roma in Ungarn geboren. Meine Vorfahren waren seit Generationen Musiker, und zwar immer Geiger. Mein Bruder Roby ist auch Geiger. Er spielt Klassik und Gypsy-Musik – und ist hundertmal berühmter als ich (lacht). Auch ich habe mit Geige angefangen, als ich klein war, und kam mit 16 mit dem Saxofon und mit Jazz in Berührung. Dieser Sound hat mir total gut gefallen.

Das muss doch die Zeit gewesen sein, als durch Musiker wie Jean-Luc Ponty,

Zbigniew Seifert oder Michal Urbaniak die Geige im Jazz elektrisch wurde und einen völlig neuen Stellenwert bekam.

Ich habe tatsächlich viele Jazzgeiger gehört, auch Michal Urbaniak. Von ihm gibt's eine Live-LP vom Warschauer Jazzfestival, die ich hundertmal hörte. Da spielt er auf einer Seite Saxofon, auf der anderen Geige, und ein wunderbares „Body And Soul“ ist darauf. Irgendwann fiel mir auf, dass ich immer nur den Saxofonteil hörte, und sagte mir, ok, dann muss ich wohl in dieser Richtung weitermachen. Mein Vater, der ja Gypsygeiger war, war ein großer Jazzfan und hatte viele Jazzplatten, auch von Geigern wie Ponty, aber ich habe viel lieber seine Ellington-, Basie-, Parker- oder Coltrane-Platten gehört. Ich weiß noch genau: Das erste Stück, das ich auf dem Saxofon gelernt habe, war „Good Bait“ von Tadd Dameron in der Version von John Coltrane. Das hab' ich siebeneinhalb Stunden am Tag gespielt.

War die Geige für Sie auch negativ besetzt, da nach Ihrer Erfahrung das Instrument vor allem für Gypsymusik stand, mit der Sie vielleicht gar nichts zu tun haben wollten?

Als ich jung war und noch Geige spielte, hab' ich in der Band meines Vaters Zigeunermusik gespielt – und diese Musik gehasst. Also mochte ich auch die Geige nicht, und wenn man ein

Instrument nicht liebt, kann man es nicht spielen. Logischerweise war ich nicht der beste Geiger. Erst heute stelle ich immer wieder fest, wie toll diese ungarische Zigeunermusik ist. Nachdem ich das gemerkt hatte, nahm ich das Album „Gypsy Colours“ auf, eine Widmung an die Zeit, als ich mich mit dieser Musik beschäftigte, sie aber überhaupt nicht verstand. Die Platte ist ein Tribut an meinen Vater und seine Musik.

Verblüffend fand ich, wie Sie dort Elemente der Gypsymusik mit modernem Jazz verbinden. Das klingt nie nach Gypsy-Swing. Bestes Beispiel: das Stück „O.C.“.

Der Titel steht für einen Ausdruck aus dem Slang der Roma in Budapest und zugleich für Ornette Coleman. Aber die Komposition, die von dem Pianisten Bela Lakatos stammt, spielt auch mit musikalischen Parallelen zwischen diesen beiden Bezugspunkten: Solche Intervallsprünge wie in dieser Melodie gibt es sowohl in der ungarischen Volksmusik wie auch bei Ornette Coleman.

War es für Sie als Spross der Lakatos-Dynastie eigentlich von vornherein klar, dass Sie Musiker werden würden?

Ja, absolut. Es gab nie eine andere Wahl, weder für mich, noch für meinen Bruder oder andere Familienmitglieder. Ein Konflikt kam auf, als ich sagte, ich

Mit der Band Web Web schwelgt Lakatos im spirituellen Retrosound. Hier live im Berliner A-Trane.

Foto: Reiner H. Nitschke



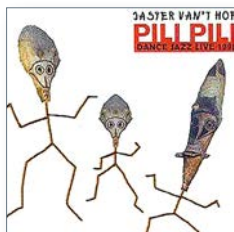
CD-Tipps

Tony Lakatos

Gypsy Colours (2005). Skip/Soulfood
Home Tone (2012). Skip/Soulfood
Standard Time (2014). Skip/Soulfood
Gypsy Tenors (2017). Skip/Soulfood

**Jasper van't Hof**

Pili-Pili, Dance Jazz Live 1995. Jaro
Hotlips, Neverneverland (2005). Jaro
Jasper van't Hof
& Tony Lakatos, Go
With The Wind (2014).
Jaro

**Wolfgang Haffner**

Live & Real (2002).
Skip/Soulfood

**Frankfurt Radio Bigband**

Porgy & Bess (2009). 2 CDs,
Skip/Soulfood

Web Web

Oracle (2017).
Compost/Groove Attack
Dance Of The Demons (2018).
Compost/Groove Attack

wolle Saxofon statt Geige spielen. Schon war ich ein schwarzes Schaf. Mein Vater kaufte mir zwar ein Saxofon, aber unter der Bedingung, nicht mit der Geige aufzuhören, denn wer weiß, ob ich vom Saxofon überhaupt leben könnte. Erst als ich anfang, in Bands zu spielen und Geld zu verdienen, hielten sie für möglich, dass aus mir doch noch was werden könnte.

Nämlich ein Jazzmusiker, der zu den meistgefragten im Lande zählt und außerdem eigene Projekte verfolgt. Bei Ihren Einspielungen als Leader arbeiten Sie ja mit wechselnden, immer hochkarätigen Besetzungen. Verfügen Sie auch über eine „working band“?

Ich habe ein Quintett mit ein paar Leuten aus der Bigband: Axel Schlosser, Trompete; Thomas Heidepriem, Bass; Jean Paul Höchstädter, Schlagzeug; und Klavier spielt Michael Flügel. Diese Band besteht seit 15 Jahren, und wir spielen regelmäßig im Frankfurter Jazzkeller, haben mittlerweile aber auch andere Auftritte. Jeder komponiert, wir spielen ein paar Standards und haben inzwischen ein ziemlich dickes Buch mit 70, 80 Arrangements. Einige davon sind auf dem Album „Home Tone“ enthalten, das allerdings in New York mit amerikanischer Rhythmusgruppe aufgenommen wurde; nur Axel Schlosser spielt mit.

Wollten Sie keine Aufnahme mit Ihrem Quintett machen?

Das war keine Absicht. Axel und ich waren in New York. Wir haben gesagt, wir nehmen etwas auf, und ich habe ein paar alte Freunde gefragt, ob sie mitmachen: den Bassisten Bob Hurst, den Drummer Billy Drummond und den ungarischen Pianisten Robi Botos, der in Toronto lebt. Es war also nicht so, dass ich mit meiner Band nicht ins Studio gehen wollte. Die Zeiten, wo man meinte, man könne seine Platten aufwerfen, indem man amerikanische Musiker anheuert, sind eh vorbei.

Nicht vorbei ist Ihre Mitarbeit in einer neuen Band; da geht's offenbar gerade erst richtig ab. Ich meine Web Web, die ja allenthalben großen Anklang findet.

Das ist eine kollektive Band mit Roberto Di Gioia, Klavier/Keyboards; Christian von Kaphengst, Kontrabass;

Peter Gall, Schlagzeug und mir. Die Idee dazu kam von Roberto. Wir kennen uns schon über 30 Jahre, seit wir in München eine Band namens Zappelbude hatten, mit Wolfgang Haffner, Martin und Patrick Scales sowie einem Rapper. Davon gab's eine einzige Platte, aber die ist legendär. In der Zwischenzeit hatte Roberto 20 Jahre lang so gut wie keinen Jazz mehr gespielt, sondern Udo Lindenberg, Max Herre und andere erfolgreiche Sachen produziert, sodass er sich jetzt wieder leisten konnte, Jazz zu spielen (lacht). Und er wollte etwas spielen, was er „Spiritual Jazz“ nennt. Damit meint er eine Musik, die in den 1970ern aktuell war, aber seither weitgehend verschwunden ist: wo man sich in der Musik austoben und seinen „spirit“ einbringen kann. Da rangiert nicht Perfektion an erster Stelle, sondern Energie und Aussage, also das, was man rüberbringt. Es geht um den „spirit“ des Live-Spielens – auch im Studio, wo wir durchweg mit „first takes“ arbeiten und ohne Overdubs.

Der Spiritual Jazz der 1970er, der ja in der Coltrane-Nachfolge stand, hatte oft quasireligiöse, ja kosmische, auch soziale Bezüge. Am spektakulärsten knüpft heute wohl Kamasi Washington daran an.

Ja, aber Web Web ist nicht so bombastisch, überproduziert, und um Religiöses geht es uns gar nicht. Wir wollen einfach frei spielen, ohne feststehende Changes oder sonstige formale Beschränkungen. Ein Solo kann lang sein oder kurz, ein Ton schon mal daneben, die Musik soll fließen können, spontan, energetisch, unmittelbar aus der Seele. Das meinen wir mit „spirit“.

Ein bisschen „retro“ ist das schon, oder?

Natürlich! Aber so habe ich lange nicht spielen können, sondern viel öfter nach Noten. Deshalb bin ich umso glücklicher in dieser Band. Immerhin bin ich als Jazzler mit solcher Musik groß geworden. Anfangs hatte Roberto sogar die Idee, „Oracle“, unsere erste Platte, als verschollenes Album einer fiktiven Band aus den 1970ern auszugeben. Das hätte allerdings bedeutet, dass wir damit nicht live auftreten könnten. Aber das wollen wir ja gerade. ■

kreativität ohne grenzen



„poetische klangentfaltung“ fono forum



„der neue atem des jazz“ arte



der albumtitel ist programm: entspannter kammerjazz



grooviger soul-jazz: ida sand singt mit power und gefühl